„Unabhängigkeitsbewegungen“ eventuell hätten „hoffen können“. Dass auf derselben Seite auch noch die „Augenhöhe“ bemüht wird, ist verräterisch (81).

Kurz: In diesem Buch kommt eine Menge zur Sprache, was irgendwie auf Solidarität, gemeinsames Handeln, Hilfeleistung oder auch Mitleid und Barmherzigkeit bezogen werden kann. Und: „Wer vieles bringt, wird Manchem etwas bringen“ – einschließlich aufschlussreicher Literaturhinweise und Querbezüge. Das geht aber auf Kosten eines zweifellos auch ohne solche Ausweitungen schwer stringent zu fassenden Begriffs der Solidarität – deren inhärenter Zwangscharakter übrigens wenig thematisiert wird – und vor allem auf Kosten einer klar nachvollziehbaren Argumentation, die in der Flut oft anekdotisch aneinandergereihter Details und situativ gestalteter Übergänge untergeht.

Reinhart Kößler

<https://doi.org/10.3224/peripherie.v43i.12>

Emanuel Kapfinger: *Die Faschisierung des Subjekts. Über die Theorie des autoritären Charakters und Heideggers Philosophie des Todes*. Wien & Berlin 2021: Mandelbaum, 232 Seiten

Eine ausgearbeitete Theorie der Faschisierung des Subjekts gibt es in der Sicht von Emanuel Kapfinger bis heute nicht. Dem sucht er durch intensive Auseinandersetzung mit den in seiner Sicht wichtigsten Ansätzen zu einer solchen, dem Konzept der „autoritären Persönlichkeit“ von Theodor W. Adorno u.a. (*The Authoritarian Personality*, New York, US-NY, 1950) und dem des „Seins zum Tode“ von Martin Heidegger (*Sein und Zeit*, Tübingen 1927) Abhilfe zu schaffen.

Die autoritäre Persönlichkeit ist eine, die durch ein extrem rigides Über-Ich gekennzeichnet ist und dessentwegen unter ständigem moralischem Druck steht, den sie nach außen als Aggression weitergibt. Gegen die – im Über-Ich ja gerade idealisierten – äußeren Autoritäten kann das Individuum diese Aggression nicht wenden, wohl aber gegen beliebige Fremdgruppen, denen all die schlechten, von seinem strengen Gewissen verbotenen Neigungen und Handlungen zugeschrieben werden können. Sie zu bestrafen, ist die Bahn, „in die es seine aggressiven Triebe leiten kann“ (86).

Zu kritisieren ist an diesem Konzept nach Kapfingers Auffassung zum ersten, dass es je länger desto mehr zu einem rein individualpsychologischen verkommt. Die objektiven gesellschaftlichen Faktoren in Politik und Ökonomie, die mit zur Bildung und Verstärkung von Vorurteilen führen, standen anfangs noch durchaus im Fokus der Studien zur autoritären Persönlichkeit, wurden in der Rezeptionsgeschichte aber in immer stärkerem Maß durch rein charakterologische Erklärungen verdrängt. Dem ist kaum zu widersprechen. Adorno selbst ist dies allerdings am wenigsten anzulasten. Er beharrte stets auf dem Vorrang sozialstruktureller Gegebenheiten – ohne diese freilich in einer überzeugenden Analyse in die Studien einzubringen.

Einen groben Fehler will Kapfinger aber auch bei Adorno entdeckt haben: Er stelle den autonomen Charakter „dichotom dem autoritären ... als das positive Gegenstück gegenüber. ... Mit diesem Trick der Abgrenzung des Liberalen von dem Bösen wird ... der ganze Alltagsrassismus, Alltagssexismus, Alltagsantisemitismus nur als

Problem des autoritären Charakters gesetzt, der aber den autonomen Charakter und die Demokratie ... nicht tangiert“ (95) – diese seien frei von alledem. Dies erscheint mir als totale Fehlinterpretation der Argumentation von Adorno u.a. Deren zentrales Instrument ist die berühmt-berüchtigte *F-Scale*, eine *vielstufige Skala* zur Messung des Autoritarismus von ganz hoch bis ganz niedrig, mit „autoritär“ und „autonom“ als Extrempolen. Von Dichotomie kann keine Rede sein. Und dass Adorno die demokratischen Gesellschaften seiner Zeit als „frei von Rassismus und Populismus“ (94) gekennzeichnet habe, wird nicht nur nicht belegt; es ist schlichtweg Unsinn.

Der gravierendste Fehler aller Studien zur autoritären Persönlichkeit liegt nach Kapfinger jedoch tiefer. Er bestehe in der Gleichsetzung von autoritärem Charakter und faschistischem Subjekt. Was das letztere auszeichne, sei nicht der Autoritarismus, sondern der Vernichtungswille. Kapfinger beruft sich dabei u.a. auf Hannah Arendt, die betont, dass der Massenmord an den Juden/Jüdinnen nicht nur keinen Nutzen brachte, sondern sogar große militärische Nachteile nach sich zog. Näher ausgeführt wird dies mit der von Hitler mehrfach gebrauchten Floskel vom „Antisemitismus der Vernunft“. Anders als der „Antisemitismus des Gefühls“, der eine emotionale Reaktion auf Erfahrungen mit Juden/Jüdinnen sei und seine Befriedigung in der individuellen Gewalt finde, begründe sich dieser „aus der allgemeinen Wahrnehmung, dass diese unvermeidlich und dauerhaft das deutsche Volk schädigen“, weshalb das letzte Ziel „unverrückbar die Entfernung der Juden überhaupt“ sein muss (121). Nur auf der Basis dieses „Antisemitismus der Vernunft“ sei der planmäßig, bürokratisch und industriell organisierte Massenmord an den Juden/Jüdinnen durchführbar gewesen. Sein Dominantwerden sei mit der Theorie des autoritären Charakters nicht zu erklären. Einen besseren Erklärungsansatz liefere Heideggers Konzept des „Seins zum Tode“.

Das „Sein zum Tode“ bzw. die „Freiheit zum Tode“ ist für Heidegger in Kapfingers Interpretation das höchste erreichbare Stadium auf einer Stufenleiter von Etappen der Selbstverwirklichung des Subjekts. Die niedrigste dieser Stufen ist der „Konventionalismus“ bzw. das „Man“. Hier „orientieren sich die Subjekte wechselseitig daran, was die anderen Subjekte tun und sind. Sie passen sich so den konventionellen Normen an“ (160). Auf die Dauer sei das jedoch für die meisten unbefriedigend. Dies führe zum „Individualismus“. Der „Individualist“ wolle entdecken, „was er wirklich will“ (ebd.), suche sich in Absetzung von den konventionellen Normen selbst zu verwirklichen. Aber damit müsse er systematisch scheitern. Durch die Absetzung von den konventionellen Normen bleibe er nur umso fester mit ihnen verbunden. Dies begründe das Stadium der „Zweideutigkeit“, charakterisiert durch „ubiquitäre Verkehrung und Vertauschung der Dinge, begleitet von Gefühlen des Hin- und Hergeworfenwerdens, der Halt- und Bodenlosigkeit“ (ebd.), woraus schließlich die „Existenzangst“, die „Angst um die eigene Identität“ resultiere. „Die faschistische Lösung dieser Existenzangst besteht in der bewussten Bejahung dieser Bedrohung durch Verneinung der eigenen Identität“ (161), womit das höchste Stadium auf der Stufenleiter der Selbstverwirklichung erreicht sei. Wieso diese Lösung die *faschistische* sein soll, bleibt an dieser Stelle allerdings ziemlich rätselhaft – gibt es auch andere? Und welche könnten das sein? Das Wort wird im Schnellschussverfahren

und argumentativ völlig unvermittelt in den Subjektwerdungs-Diskurs, in dem es zuvor nicht einmal ansatzweise vorgekommen war, hinein geschmuggelt.

Aber sehen wir näher zu. Das Subjekt auf der Stufe der Freiheit zum Tode – das das faschistische ist – hat die Unhintergebarkeit der gesellschaftlichen Konventionen erkannt und für sich akzeptiert. Ein „eigentliches, vom Man getrenntes Selbst“ (172) kann es gar nicht geben. Eine Selbstverwirklichung außerhalb des Konventionsbestandes oder gegen diesen ist undenkbar, deshalb verzichtet es auf sie – und erreicht so das höchste mögliche Maß an ihr. Es „hat seine wesentliche Nichtexistenz begriffen und bleibt dadurch dem Man entrissen“ (191). Es ist das „subjektlose Subjekt“. Sein Wissen um die eigene Nichtigkeit unterscheidet es vom „Individualisten“ wie vom „Konventionalisten“. Es unterwirft sich den Konventionen und damit auch den herrschenden gesellschaftlichen Mächten vollkommen – und weiß doch, dass sie „bedeutungslos“ (187) sind. Es folgt ihnen daher „illusionslos“, aber „entschlossen“ und in totaler „Gefühlskälte“ (192) und „Indifferenz gegenüber moralischen Normen“ (199).

Bleiben zwei Fragen. Erstens wie sinnvoll ist es, das faschistische Subjekt durch die „Freiheit zum Tode“ zu definieren? Nicht zufällig erscheint es bei Kapfinger als „absoluter Ausnahmensch“ (192). Als das „subjektlose Subjekt“, das es ist, konstituiert es sich ja erst auf dem Gipfelpunkt eines langwierigen, komplexen und extrem anspruchsvollen geistigen Reflexionsprozesses. Von jedermann/frau im faschistischen Alltag sind solche Höhenflüge niemals zu erwarten, allenfalls in Teilen der Parteilite wären sie vorstellbar. Damit aber will sich Kapfinger auch nicht begnügen, es geht ihm „nicht um den Diskurs der Intellektuellen, sondern um die Massen und ihre Bewusstseinslage“ (22). Das Dilemma ist unlösbar. Mögen nun aber die einen oder die anderen gemeint sein – empirische Belege dafür, dass ihre Bewusstseinslage tatsächlich der des „subjektlosen Subjekts“ entspricht, liefert Kapfinger an keiner Stelle.

Zweitens aber kann der Ausflug zu Heidegger genau die Erklärung nicht liefern, derentwegen Kapfinger ihn unternimmt. Die „kulturtheoretische“ Fragestellung, aufgrund welcher ökonomischen, politischen sozialen Faktoren der Vernichtungswille in Nazi-Deutschland solche Dominanz gewinnen konnte, beantwortet der Rekurs auf das „Sein zum Tode“ ebenso wenig wie die extremst individualpsychologischen Varianten der Studien zum autoritären Charakter. In der skizzierten Stadienfolge der Selbstverwirklichung kommen solche Faktoren gar nicht vor. Und mag das bedingungs- und emotionslos den herrschenden Konventionen folgende „subjektlose Subjekt“ auch kein besonders sympathischer Zeitgenosse sein, den Vernichtungswillen gebiert der Konventionalismus nur dann, wenn die Konventionen selbst ihn und nichts anderes fordern. Auch aufgrund welcher Faktoren dies im Nationalsozialismus geschah, nicht aber in den nichtfaschistischen Regimen drumherum, bleibt unbeantwortet.

Mein Fazit lautet: Trotz vieler interessanter Einzeleinsichten ist der Autor in der Hauptsache gescheitert. Weder, wer genau das faschistische Subjekt ist, noch, wie es wird, was es wird, wird in dem Band geklärt. Von einer Theorie der Faschisierung des Subjekts sind wir so weit entfernt wie zuvor.

Gerhard Hauck

<https://doi.org/10.3224/peripherie.v43i1.23>